

Reinhard Fiehler (Mannheim)

Gesprochene Sprache – gibt's die?

1. Einleitung

Um es gleich vorwegzunehmen: Auch wenn der Titel¹ es vielleicht vermuten lässt, werde ich hier natürlich nicht so tollkühn sein zu behaupten, dass es keine mündliche Verständigung bzw. gesprochene Sprache gibt. Ich werde mich hüten, der Pragmatik und der Gesprächsforschung ihren zentralen Gegenstand und ihr Arbeitsfeld entziehen zu wollen. Mein Interesse ist anderer Natur: Ich möchte mich fragen, wie sinnvoll und substantiell eine Kategorie wie ‚gesprochene Sprache‘ ist, für welche Zwecke sie brauchbar war und ist und für welche nicht. Dabei wird auch zu fragen sein, in welchen Zusammenhängen sie verwendet wird. Es fällt sicher nicht schwer, schon diesen ersten Worten eine gewisse Skepsis gegenüber der Kategorie ‚gesprochene Sprache‘ zu entnehmen. Was ich statt dessen propagieren möchte, ist das Konzept kommunikativer Praktiken, das ich im Laufe der Argumentation verdeutlichen werde.

Zunächst werde ich in Abschnitt 2 einige Stationen in der Karriere des Konzepts ‚gesprochene Sprache‘ nachzeichnen, um dann in Abschnitt 3 die vielfältigen Erscheinungsformen mündlicher Kommunikation zu verdeutlichen und das Konzept der kommunikativen Praktiken vorzustellen. Abschnitt 4 beschreibt, welche Abstraktionen und Idealisierungen notwendig sind, um angesichts der Vielfalt kommunikativer Praktiken zu einer Vorstellung von Einheitlichkeit gesprochener Sprache zu gelangen. Die Ergebnisse der Überlegungen werden in Abschnitt 5 in Form von Thesen zusammengefasst.

2. Die Karriere des Konzepts ‚gesprochene Sprache‘

Konzepte wie ‚gesprochene Sprache‘ und ‚geschriebene Sprache‘ bzw. ‚Mündlichkeit‘ und ‚Schriftlichkeit‘ sind in der Sprachwissenschaft ganz geläufige Unterscheidungen. Wenn sie nicht generell und allgemein ‚Sprache‘ untersucht, ist dies eine der ersten und fundamentalen Differenzierungen, mit der Erscheinungsformen

¹ Diesem Text liegt ein Vortrag zugrunde, den ich am 23. Februar 1999 beim 3. Arbeitstreffen des Arbeitskreises Linguistische Pragmatik (ALP) in Konstanz gehalten habe.

von Sprache unterschieden werden. Die Unterscheidung von gesprochener und geschriebener Sprache sitzt fest in unseren Köpfen. Alltagsweltlich ist sie als Unterscheidung von Sprechen und Schreiben präsent. In der Wissenschaft war sie in den letzten Jahrzehnten Ausgangspunkt für vielfältige theoretische Bemühungen um diese Differenz, wie für zahlreiche Versuche, mal mehr, mal weniger empirisch gestützt, Unterschiede zwischen ihnen herauszuarbeiten (vgl. u.a. Coulmas (1985), Klein (1985), Ehlich (1994), Quasthoff (1995), Schwitalla (1997)).

Terminologisch gibt es viele Varianten, die auf diese Unterscheidung zielen: gesprochene und geschriebene Sprache, Mündlichkeit und Schriftlichkeit, gesprochensprachliche und geschriebensprachliche Kommunikation, mündliche und schriftliche Verständigung, Diskurs und Text, Rede und Schrift, Sprechen und Schreiben etc.

Wie alle zentralen Begriffe einer Disziplin hat dabei auch der Begriff ‚gesprochene Sprache‘ verschiedene Lesarten und wird in unterschiedlichen Bedeutungen verwendet:

- Mündliche Verständigung in ihrer Gesamtheit im Gegensatz zu anderen Verständigungsformen, insbesondere der schriftlichen (Beispiel für diese Verwendung: *Gesprochene und geschriebene Sprache haben unterschiedliche Domänen.*)
- Gesprochene Realisierung einer als medienunabhängig existierend gedachten Sprache (*Gesprochene Sprache unterscheidet sich deutlich von geschriebener.*)
- Gesamtheit der Produkte mündlicher Sprachproduktion (*Gesprochene Sprache kann analog oder digital aufgezeichnet werden.*)
- Das (Sprach-/Regel-)System, das der mündlichen Sprachproduktion zugrunde liegt (*Gesprochene Sprache besitzt eigene grammatische Konstruktionen.*)

In welchen Zusammenhängen wird nun das Konzept ‚gesprochene Sprache‘ vorwiegend verwendet? Um es zusammenfassend vorwegzunehmen: Es sind immer Kontexte, in denen es um den *Vergleich* und die *Abgrenzung* von gesprochener und geschriebener Sprache geht.

2.1. Behaghel

Einen der ersten Meilensteine zur Etablierung der Kategorie ‚gesprochene Sprache‘ setzt Behaghel. Vor knapp 100 Jahren – am 1. Oktober 1899 – hält Otto Behaghel auf der Hauptversammlung des Deutschen Sprachvereins seinen Festvortrag „Geschriebenes Deutsch und gesprochenes Deutsch“ (Behaghel 1899). Absicht des Vortrags ist, durch den Vergleich grundlegende Unterschiede in den Kommunikationsbedingungen herauszuarbeiten. Behaghel unterscheidet geschriebenes und gesprochenes Deutsch², wobei er im Bereich des Gesprochenen zusätzlich zwischen

² Terminologisch variiert er zwischen ‚gesprochenem und geschriebenem Wort‘, ‚gesprochener/mündlicher und geschriebener Rede‘, ‚Schriftsprache und lebendige Sprache‘ etc.

‚Umgangssprache‘ und ‚Mundart‘ differenziert. Wohl konstatiert er die regionale Varianz von Umgangssprache und Mundart, aber im wesentlichen sind für ihn geschriebene und gesprochene Sprache homogen und werden als in sich einheitliche Formen einander gegenübergestellt. Interne funktionale Varianz kommt weder als Textsorten-, noch als Diskurstypendifferenzierung in den Blick. Behaghel macht diese Aussagen zu einer Zeit, in der es keine Möglichkeiten zur Aufzeichnung und Reproduktion von gesprochener Sprache gibt und die alle technisch vermittelten und massenmedialen Formen der Mündlichkeit noch nicht kennt. Beides dürfte zur Vernachlässigung der internen Differenzierung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit beigetragen haben.

2.2. Steger (Freiburger Projekt ‚Grundstrukturen der deutschen Sprache‘)

Der nächste wesentliche Akt zur Etablierung der Kategorie ‚gesprochene Sprache‘ geht in Freiburg über die Bühne: Ins Blickfeld treten vor allem systemlinguistische Differenzen zwischen gesprochener und geschriebener Sprache, also grammatische und lexikalische Unterschiede. Das Ziel ist, diese Unterschiede in den Produkten des Sprechens und Schreibens – also in Transkripten und Texten – möglichst genau zu erfassen. So beziehen sich die Untersuchungen des Projekts ‚Grundstrukturen der deutschen Sprache‘ z.B. auf Unterschiede hinsichtlich Konjunktiv/Modus, Vergangenheitstempora, Futur, Satzbaupläne, Passiv und Wortstellung (vgl. Schröder 1975).

Betrachtet wird hier aber nicht gesprochene Sprache in ihrer ganzen Breite, sondern ins Blickfeld gerät nur ein bestimmter Ausschnitt. Dies kommt besonders deutlich in einer Definition von Steger zum Ausdruck:

Als gesprochene Sprache kann [...] nur akzeptiert werden [sic!]

1. was gesprochen wird, ohne vorher aufgezeichnet worden zu sein;
2. was gesprochen wird, ohne länger für einen bestimmten Vortragszweck bedacht worden zu sein.

Schließlich sollte vorerst praktischerweise nur Sprache akzeptiert werden, die

3. gesprochen wird, ohne in Vers, Reim, Melodie oder vergleichbar fester Bindung zu stehen; auch wenn es sich um immer unschriftliche Formen und Formeln handelt. Das heißt, es scheint gegenwärtig nützlich, nur gesprochene Sprache zuzulassen, die mit Prosamustern kodiert wird. (Steger 1967: 262)

Es darf [...] wohl nur akzeptiert werden, was

4. gesprochen wird und im Rahmen des jeweils gesprochenen Sprachtyps als [...] richtig anzusehen ist. (Steger 1967: 264)

Nicht angesprochen ist in dieser Definition die Beschränkung auf Standardsprache, die gerade für die Zusammenstellung des Freiburger Korpus konstitutiv ist (vgl. Texte gesprochener deutscher Standardsprache I-IV).

Im Grundsatz konkurrieren bei der Beschäftigung mit gesprochener Sprache

zwei Sichtweisen: eine medial-extensionale und eine prototypisch-graduierende. Die medial-extensionale Sichtweise versteht alle die Formen als Mündlichkeit, bei denen Verständigung in irgendeiner Weise mittels Sprechen erfolgt. Die Medialität ist das alleinige Kriterium dafür, was zur Mündlichkeit gerechnet wird. Beim prototypisch-graduierenden Zugang spielen *zusätzliche* Kriterien eine Rolle. Dies wird z.B. im oben angeführten Zitat von Steger sehr deutlich. Den verschiedenen Formen medial-mündlicher Verständigung wird dabei eine Gewichtung aufgeprägt: bestimmte Formen sind deutlicher, besser oder klarer mündlich als andere. Dies beinhaltet die Möglichkeit, 'schlechtere' Fälle aus der Betrachtung oder – weitergehend – als keine 'echten' Fälle von Mündlichkeit aus dem Gegenstandsbereich auszuschließen.

Sowohl das Freiburger Projekt 'Grundstrukturen' wie auch Koch/Oesterreicher, die aus meiner Sicht die wesentlichen Impulse im Bereich der Gesprochenen-Sprache-Forschung in der Bundesrepublik darstellen, sind – auf unterschiedliche Weise – einer prototypisch-graduierenden Sichtweise verpflichtet. Im Freiburger Projekt wird durch die oben genannten Ausgrenzungen so etwas wie prototypische Mündlichkeit inthronisiert. Der Zweck dieser Ausgrenzung ist klar: Man möchte, da durch einen Vergleich mit Schriftlichkeit die grammatischen und lexikalischen Unterschiede herausgearbeitet werden sollen, nur die Formen der Mündlichkeit berücksichtigen, die möglichst schriftfern sind. Die Korpuserstellung erfolgt dann auf der Grundlage dieses eingeschränkten Verständnisses von Mündlichkeit. Auf diese Weise wird ein partikuläres und einseitiges Bild von Mündlichkeit erzeugt – zunächst nur im Projekt, über die Wirkung der Korpora aber dann auch im Bewusstsein vieler Linguisten.

2.3. Koch/Oesterreicher

Auch Koch/Oesterreicher (1985, 1994) etablieren eine prototypische Struktur, wenn sie im konzeptionellen Bereich ein Kontinuum der Kommunikationsformen zwischen den Polen 'konzeptionell mündlich' und 'konzeptionell schriftlich' annehmen (1985, S. 21) und von extremer Mündlichkeit bzw. Schriftlichkeit (1985: 19) sprechen. Je näher Kommunikationsformen am Pol konzeptioneller Mündlichkeit liegen, desto 'klarere', 'deutlichere' Fälle sind es. Auch wenn dieses Vorgehen nicht unbedingt ausgrenzend ist, etabliert es doch Prototypik durch die *Anordnung* relativ zu den Kriterien 'Nähe' und 'Distanz'. Grundlage und Voraussetzung für diese Anordnung sind Vorstellungen darüber, was prototypische Mündlichkeit und Schriftlichkeit (bzw. Nähe und Distanz) ausmacht und wie nahe sich einzelne Kommunikationsformen jeweils daran befinden.

Das zentrale Problem für all diese Versuche, Mündlichkeit und Schriftlichkeit zu kontrastieren, ist die Vielfältigkeit und Uneinheitlichkeit sowohl mündlicher wie schriftlicher Kommunikation. Während Koch/Oesterreicher damit immerhin noch anordnend, also systematisierend, umgehen, wird die Vielfalt und Heterogenität in

vielen anderen Fällen eskamotiert. Bevor ich in Abschnitt 4 auf diesen Umgang mit der Vielfalt eingehe, möchte ich sie zunächst doch noch einmal vor Augen führen und das Konzept der kommunikativen Praktiken vorstellen.

3. Die Vielfalt mündlicher Kommunikation: Kommunikative Praktiken

Betrachten wir auf der Basis einer rein medialen Sichtweise exemplarisch einige Formen aus dem Spektrum mündlicher wie schriftlicher Kommunikation.

Mündliche Formen sind beispielsweise: Aufführen eines Theaterstücks, Beichte, Besprechen eines Anrufbeantworters, Bewerbungsgespräch, Erzählung, Gerichtsverhandlung, Klatsch, massenmediale Diskussion, Plausch über den Gartenzaun, Predigt, Selbstgespräch, Telefongespräch, Unterweisung, Verlesen von Nachrichten, Wegbeschreibung etc.

Schriftliche Formen sind: Bedienungsanleitung, Bewerbungsschreiben, Brief, Drehbuch, Einkaufszettel, Erzählung, Formular ausfüllen, Gedicht, Notizen machen, Protokoll, Roman, Tagebuch, Unterzeichnen, wissenschaftlicher Aufsatz, Zeitungsartikel etc.

Die Vielfältigkeit und Heterogenität dieser Praktiken sowie die Unterschiedlichkeit der jeweils erforderten sprachlich-kommunikativen Aktivitäten lässt für mich ihre Gruppierung nach mündlich und schriftlich als äußerlich erscheinen: Unter welchen Bedingungen und zu welchen Zwecken kann es überhaupt Sinn machen, diese Gruppen jeweils zusammenzufassen? Und was trägt es aus, sowohl die Predigt wie auch das Selbstgespräch gemeinsam als gesprochene Sprache zu etikettieren und so zusammenzufassen? Vielmehr scheint es mir erforderlich, diese verschiedenen Formen der Verständigung als eigenständige kommunikative Praktiken zu verstehen und sie in ihrer jeweiligen kommunikativen und sprachlichen Spezifik zu charakterisieren.

Wir sprechen und schreiben nicht schlechthin, sondern jedes Sprechen und Schreiben geschieht in und ist Bestandteil von *kommunikativen Praktiken*. Wir sprechen im Rahmen eines Kaffeeeklatsches, einer Dienstbesprechung, einer telefonischen Vereinbarung eines Arzttermins, einer Rede, einer Theaterrolle etc.; wir schreiben einen Brief, einen Aufsatz, ein Protokoll, einen Einkaufszettel etc. Jede Verständigung besteht in der Realisierung eines konkreten, singulären Exemplars einer solchen kommunikativen Praktik. Wir verständigen uns nicht ‚frei‘, sondern immer nur im Rahmen der uns verfügbaren kommunikativen Praktiken, indem wir ein Exemplar einer solchen Praktik intendieren und realisieren (und dadurch die Praktik zugleich auch fortschreiben und weiterentwickeln).

Alltagsweltlich wird ein sehr breites Spektrum solcher Praktiken unterschieden, und zum großen Teil gibt es für die unterschiedenen Formen auch spezifische Benennungen. SprecherInnen verfügen über ein Wissen, welche Praktiken es in einer Gesellschaft gibt und welche sie aktiv oder passiv beherrschen. Kommunikative Praktiken sind also zunächst ein Konzept der Beteiligten, an dem sie sich ori-

entieren und mit dessen Hilfe sie ihre kommunikative Praxis – produktiv wie rezeptiv – strukturieren und organisieren. Wissenschaftlich werden diese kommunikativen Praktiken als verschiedene Diskurstypen oder Textsorten bzw. als kommunikative Gattungen etc. thematisiert und rekonstruiert.

Kommunikative Praktiken sind zugleich soziale Praktiken, Formen sozialer Praxis. Es handelt sich um gesellschaftlich herausgebildete konventionalisierte Formen zur Bearbeitung rekurrenter kommunikativer Zwecke. Jede Gesellschaft verfügt als Repertoire für die Verständigung über einen spezifischen Satz solcher kommunikativen Praktiken. Als soziale Phänomene sind kommunikative Praktiken geregelt. Das Ausführen einer kommunikativen Praktik bedeutet die Berücksichtigung eines *spezifischen Satzes von sozialen Regeln/Konventionen*, von denen ein Teil auch sprachlich-kommunikative Regeln/Konventionen sind. Ein solcher Satz von Konventionen ist konstitutiv für eine kommunikative Praktik, wobei die einzelnen Regeln unterschiedliche Bereiche betreffen bzw. auf ganz verschiedenen Ebenen liegen. Wenn z.B. ein Reklamationsgespräch³ geführt werden soll, so bedeutet dies auf der Ebene des Handlungsschemas, dass wir an einer bestimmten Stelle des Gesprächs eine Darstellung des Problems geben müssen und dass nicht ausschließlich über das Wetter und das Wachstum der Tomaten geredet werden darf. Es gibt auch Regeln dafür, wem gegenüber man reklamieren darf und soll. Wieder auf einer anderen Ebene liegen die Regeln, wie genau der Reklamationsgegenstand identifiziert werden muss: *Mein Dingsbums ist kaputt* wird in den meisten Fällen nicht ausreichen. Die Regeln betreffen also die verschiedensten Bereiche: die relevante Begrifflichkeit, die einschlägigen Syntagmen, die Wahl der Anredeformen, die Organisation des Rederechts, mögliche Themen, die stilistische Ebene etc. Allein mit Lexikon und Grammatik wird man weder einen Gottesdienst abhalten, noch als Mitglied der Gemeinde an ihm teilnehmen können.

Manche dieser Regeln sind praktikenspezifisch, andere gelten für mehrere oder viele. Für jede Praktik gibt es so einen spezifischen, breit gestreuten Satz von Regeln, der befolgt werden muss, wenn man ein Exemplar dieser Praktik realisieren will. Praktiken unterscheiden sich allerdings darin, wie scharf umrissen dieser Satz von Regeln ist, wie detailliert und präzise die Regeln sind, wie strikt sie befolgt werden müssen und ob und wie weitgehend dieser Satz kodifiziert ist. Werden die Regeln (zumindest die zentralen) nicht befolgt, so wird nicht die betreffende kommunikative Praktik realisiert; vielleicht jedoch eine andere. Um eine Praktik zu beschreiben, ist es notwendig, die Gesamtheit ihrer Regeln anzugeben.

Wenn wir kommunizieren lernen, dann erlernen wir just solche kommunikativen Praktiken, indem wir die für die einzelnen Praktiken konstitutiven Regeln lernen. Regeln, die man im Rahmen einer kommunikativen Praktik gelernt hat (zum Beispiel Bedeutungsregeln (lexikalische Regeln) und Verkettungsregeln (syntaktische Regeln)), können im Rahmen weiterer Praktiken, die gelernt werden, wieder

³ Vgl. Fiehler/Kindt/Schnieders (1999).

verwendet werden, andere nicht bzw. sie sind im Rahmen dieser Praktik irrelevant. In der kommunikativen Praktik ‚Liebesgeflüster‘ z.B. sind alle Bedeutungsregeln, die Computer und ihre Bestandteile betreffen, nur am Rande relevant.

Von Anfang an wird Kommunizieren im Rahmen von spezifischen kommunikativen Praktiken gelernt. Zunächst sind dies die spezifischen Praktiken und Sprachspiele der Eltern-Kind-Interaktion. Später wird in peer-groups, in der Schule und in der beruflichen Ausbildung und Tätigkeit das Spektrum der individuell beherrschten Praktiken erweitert und ausgebaut. Kommunikationsfähigkeit wird also nicht allgemein und abstrakt erworben, sondern angeeignet wird die Fähigkeit, bestimmte, konkrete kommunikative Praktiken auszuführen. Man kann dies auf die Formel bringen, dass kommunizieren zu lernen bedeutet, ein Repertoire von kommunikativen Praktiken zu erwerben.

Die stärkste Affinität besitzt das hier vorgestellte Konzept der kommunikativen Praktiken zu dem der *kommunikativen Gattungen* (vgl. Luckmann 1988, Günthner 1995 und Bergmann/Luckmann 1995).

Gattungen bezeichnen also sozial verfestigte und komplexe kommunikative Muster, an denen sich Sprecher/innen und Rezipient/innen sowohl bei der Produktion als auch Interpretation interaktiver Handlungen orientieren. (Günthner 1995, S. 199) Solche verfestigten Muster, die kommunikative Vorgänge vorzeichnen, indem sie Bestandteile dieser Vorgänge mehr oder minder detailliert und verpflichtend festlegen, werden in der anthropologischen Linguistik und der Wissens- und Sprachsoziologie als „kommunikative Gattungen“ [...] bezeichnet. (Günthner 1995: 193)

Was hier als „kommunikative Gattungen“ angesprochen wird, ist von rigideren und deutlicheren Ordnungsstrukturen geprägt, als es bei kommunikativen Praktiken der Fall ist, was aber nicht besagen soll, dass kommunikative Praktiken keine oder nur undeutliche Ordnungsstrukturen besäßen.

Der deutlichste Unterschied besteht in der Einschätzung der Präformiertheit der kommunikativen Praxis durch Praktiken. Das Konzept der kommunikativen Gattungen sieht größere Anteile der kommunikativen Praxis als nicht präformiert und spontan an:

Many communicative processes are not constrained in the selection and composition of communicative elements in the comparatively rigid form characteristic of a communicative genre. [...]

However, such more or less „spontaneous“ acts are by no means the only ones to be found among the communicative processes in a society. Probably, they are not even the ones that occur most frequently. There are others in which the individual follows a recognizable overall model both for selecting elements from the various available communicative codes, especially language, and for joining them together into units larger than sentences and single messages. (Bergmann/Luckmann 1995: 290)

Das Konzept der kommunikativen Praktiken geht von einer weitergehenden Vorstrukturierung aus. Darüber hinaus verdeutlicht der Begriff der Praktik m.E. besser den Vollzugscharakter, die Interaktivität und die Zweckhaftigkeit des kommunikativen Handelns, als der Begriff der Gattung dies tut. Zudem erscheint mir der Gattungsbegriff durch literaturwissenschaftliche Gattungskonzeptionen zu stark vorbelastet.

Anders als die Gesprochene-Sprache-Forschung hat sich die Gesprächsforschung von vornherein – wenn auch nicht explizit programmatisch – an solchen kommunikativen Praktiken orientiert. Wenn sie Unterrichtskommunikation, Wegbeschreibungen, Erzählungen, Beratungen, Schlichtungsgespräche etc. als Untersuchungseinheiten wählt und für sie spezifische Handlungsschemata, Muster, Regelungen des Rederechts etc. herausarbeitet, dann rekonstruiert und charakterisiert sie just solche kommunikativen Praktiken.

Fragen wir uns vor dem Hintergrund des Konzepts kommunikativer Praktiken, wo man ‚die‘ gesprochene Sprache oder ‚die‘ geschriebene Sprache findet: Man findet sie nie allgemein, sondern immer nur in Form von Exemplaren je konkreter Praktiken. Von diesem Standpunkt aus ist auch eine Antwort auf die Frage im Titel möglich: Es gibt keine gesprochene Sprache schlechthin, es sei denn in Form einzelner Exemplare bestimmter, je unterschiedlicher Praktiken. Was wir vorfinden, wenn wir uns empirisch der Wirklichkeit des Sprechens zuwenden, ist nicht gesprochene Sprache als solche, sondern es sind einzelne Exemplare konkreter, unterschiedlicher Praktiken.

Dies erweist sich in der Forschungspraxis beim Vergleich von gesprochener und geschriebener Sprache als ein schwerwiegendes Problem: Es ist dabei immer der Rekurs auf konkrete Praktiken notwendig. Exemplarisch für viele andere Arbeiten kann man dies an Chafe/Danielewicz (1987) zeigen. Der Titel ihrer Arbeit lautet „Properties of Spoken and Written Language“, spricht also von gesprochener und geschriebener Sprache im Allgemeinen. Was aber de facto empirisch untersucht wird, sind dann ganz konkret ‚conversations‘ und ‚lectures‘ als mündliche kommunikative Praktiken und ‚letters‘ und ‚academic papers‘ als schriftliche. Dadurch, dass immer auf bestimmte Praktiken rekurriert werden muss, bestehen im Grundsatz zwei Gefahren: Entweder, dass die an partikulärem Material gewonnenen Ergebnisse *übergeneralisiert* werden, in dem Sinne, dass die an einer oder an wenigen Praktiken gefundenen Merkmale als für gesprochene Sprache *generell geltend* ausgegeben werden, oder dass die untersuchten Praktiken als *prototypisch* angesehen werden und dadurch andersartige Eigenschaften von anderen Praktiken *ausgeblendet* werden.

4. Der Umgang mit der Vielfalt

Das Konzept ‚gesprochene Sprache‘ hat – wie schon gesagt – seinen Ursprung im Kontext des Vergleichs, der Gegenüberstellung und Abgrenzung von gesprochener und geschriebener Sprache. Die skizzierte Vielfältigkeit sowohl des Mündlichen wie des Schriftlichen ist aber für die Zwecke eines solchen Vergleichs kontraproduktiv. Oben ist schon angedeutet worden, dass eine Lösung dieses Problems in der – bewussten oder unterlaufenden – Vereinheitlichung des Mündlichen liegt. Die Einheitlichkeit gesprochener Sprache ist nicht primär in der Sache begründet, sondern sie wird durch verschiedene Abstraktions- und Konstruktionsprozesse hergestellt.

Einen ersten Beitrag zur Vereinheitlichung leistet die *Prototypisierung*: Sowohl die mündlichen wie die schriftlichen Praktiken werden untereinander nicht als gleichwertig und -rangig wahrgenommen. Manche dieser Praktiken scheinen uns bessere, genuinere Fälle von Mündlichkeit bzw. Schriftlichkeit zu sein als andere. Die Vielfalt von kommunikativen Praktiken ist überlagert von Vorstellungen über ihre Prototypik. So erscheint sicherlich vielen das Gespräch von Angesicht zu Angesicht eine typischere Form der gesprochenen Sprache als eine Rede oder ein Telefongespräch und beides immerhin noch typischer als das Sprechen auf einen Anrufbeantworter. Weniger einheitlich dürften die Auffassungen darüber sein, ob eine Konversation am Tisch oder ein Arzt-Patienten-Gespräch (als Form institutioneller Kommunikation) der typischere Fall von gesprochener Sprache ist. Selbstredend sind auch diese Vorstellungen über Prototypik nicht homogen, sondern können von Person zu Person sowie im Laufe der Zeit variieren. Bei der Bewertung, ob etwas prototypischer mündlich ist als etwas anderes, spielen u.a. folgende Aspekte eine Rolle:

- die relative Häufigkeit einer kommunikativen Praktik im Kommunikationshaushalt einer Gesellschaft,
- die Häufigkeit einer Praktik im individuellen Kommunikationshaushalt und ihre subjektive Bedeutsamkeit,
- Vorstellungen über ihre (historische) Ursprünglichkeit und
- Vorstellungen über ihre Elementarität bzw. ‚Reinheit‘⁴.

Das Problem dieser hierarchischen Anordnung von Praktiken im Bewusstsein ist, dass sie die Tendenz fördert, Mündlichkeit bzw. Schriftlichkeit mit der typischsten Praktik bzw. wenigen besonders typischen Praktiken zu *identifizieren*. Weniger typische Formen (für den Bereich der gesprochenen Sprache etwa das Selbstgespräch oder besagtes Besprechen von Anrufbeantwortern, für geschriebene Sprache

⁴ Die letzten beiden Aspekte hat Quasthoff im Auge, wenn sie schreibt: „Aus meiner Sicht lassen sich die wesentlichen Bestimmungsstücke mündlicher Kommunikation in ihrer prototypischen, d.h. ursprünglichen und nicht technisch oder elektronisch vermittelten Form, in der folgenden Weise benennen und ordnen“ (Quasthoff 1996: 15).

beispielsweise das Schreiben von Notizzetteln oder das Ausfüllen von Formularen) werden dabei ausgeblendet – mit dem Effekt einer künstlichen, nicht gegenstandsangemessenen Homogenisierung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit.

Ein zweiter Beitrag zur Vereinheitlichung ergibt sich aus der *Homogenisierung*, die der Vergleichsprozedur inhärent ist: Die Kategorien ‚Mündlichkeit‘ und ‚Schriftlichkeit‘ bzw. ‚gesprochene Sprache‘ und ‚geschriebene Sprache‘ suggerieren einerseits, dass zwischen ihnen eine deutliche Differenz besteht, und andererseits, dass das, was sie bezeichnen, jeweils für sich eine gewisse Homogenität besitzt. Die begriffliche Gegenüberstellung wirkt intern jeweils homogenisierend und zugleich extern differenzverstärkend. Interne Homogenität ist aber – wie gesagt – nicht gegeben, und auch die Annahme, dass die Praktiken innerhalb der beiden Gruppen – aufgrund ihrer Mündlichkeit bzw. Schriftlichkeit – jeweils mehr miteinander zu tun haben als mit denen der anderen Gruppe, trifft nicht zu. Auch wenn die Beichte und die Neujahrsansprache des Bundespräsidenten beides mündliche Praktiken sind, scheint es doch evident, dass sie weitaus weniger Gemeinsamkeiten haben als der mündliche mit dem schriftlichen Klatsch.

Einen dritten Beitrag zur Vereinheitlichung leistet die *Abstraktion von der Praktikengebundenheit des Sprechens*: In dem Maße, wie Mündlichkeit und Schriftlichkeit als homogene Bereiche konstituiert werden, kann von der Praktikengebundenheit des Sprechens und Schreibens abstrahiert werden. Sprechen und Schreiben erscheinen dann als allgemeine praktikenunabhängige Tätigkeiten, die – wo immer sie auch vorkommen – den gleichen Bedingungen unterliegen und die gleichen Eigenschaften besitzen. Mit der Unterscheidung von Sprechen und Schreiben (unabhängig von den Praktiken, in denen diese Tätigkeiten erscheinen) ist dann auch die Konstruktion eines grundlegenden, polaren Gegensatzes vollzogen.

Resultat dieser drei Prozesse ist die Konstitution von gesprochener und geschriebener Sprache als jeweils homogenen Bereichen.

5. Fazit

Ich möchte die Ergebnisse der Überlegungen in fünf Punkten zusammenfassen:

- (1) Die Kategorie ‚gesprochene Sprache‘ wird in Kontexten etabliert, in denen es um den Vergleich und die Herausarbeitung von Unterschieden zwischen gesprochener und geschriebener Sprache, zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit geht.
- (2) Dem Vergleich steht die Vielfältigkeit sowohl der mündlichen wie der schriftlichen kommunikativen Praktiken entgegen. Dies zwingt – häufig unter der Hand und unbeabsichtigt – zu einer Vereinheitlichung von gesprochener wie auch von geschriebener Sprache durch Prozesse der Prototypisierung, der Homogenisierung und der Abstraktion von der Praktikengebundenheit des Sprechens und Schreibens.

- (3) Gesprochene Sprache ist als solche nicht erfassbar, sondern immer nur in Form einzelner Exemplare bestimmter, je unterschiedlicher Praktiken. Insofern gibt es gesprochene Sprache ,an sich' nicht.
- (4) Das Konzept ,gesprochene Sprache' ist auf einer sehr hohen Ebene von Allgemeinheit und Abstraktion angesiedelt. Dies macht es ungeeignet, die Unterschiede zwischen den verschiedenen mündlichen (wie auch schriftlichen) kommunikativen Praktiken zu thematisieren und zu erfassen. Aufgabe von Pragmatik und Gesprächsforschung ist es m.E. aber – neben anderem – die Vielfalt kommunikativer Praktiken in ihrer Regelmäßigkeit und Spezifik zu beschreiben.
- (5) Für eine pragmatische Beschäftigung mit den verschiedenen Formen des Sprechens und ihren (je spezifischen) Regularitäten ist die Kategorie ,gesprochene Sprache' m.E. wenig brauchbar und fruchtbar. Gegenstandsangemessener erscheint mir hier das Konzept der kommunikativen Praktiken.

Literatur

- Behaghel, Otto 1899: Geschriebenes Deutsch und gesprochenes Deutsch. Wiederabgedruckt in: Behaghel, Otto: Von deutscher Sprache. Wiesbaden: Sändig 1967, 11-34.
- Bergmann, Jörg/Luckmann, Thomas 1995: Reconstructive genres of everyday communication. In: Quasthoff, Uta M. (ed.): Aspects of Oral Communication. Berlin/New York: de Gruyter, 289-304.
- Chafe, Wallace/Danielewicz, Jane 1987: Properties of Spoken and Written Language. In: Horowitz, Rosalind/Samuels, S. Jay (eds.): Comprehending Oral and Written Language. San Diego etc.: Academic Press, 83-113.
- Coulmas, Florian 1985: Reden ist Silber, Schreiben ist Gold. In: Klein, Wolfgang (Hg.): Schriftlichkeit. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 15, 59, 94-112.
- Ehlich, Konrad 1994: Funktion und Struktur schriftlicher Kommunikation. In: Günther, Hartmut/Ludwig, Otto (Hg.): Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. 1. Halbband. Berlin/New York: de Gruyter, 18-41.
- Fiehler, Reinhard/Kindt, Walther/Schnieders, Guido 1999: Kommunikationsprobleme in Reklamationsgesprächen. In: Brünner, Gisela/Fiehler, Reinhard/Kindt, Walther (Hg.): Angewandte Diskursforschung. Bd. 1: Grundlagen und Beispielanalysen. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 120-154.
- Günthner, Susanne 1995: Gattungen in der sozialen Praxis: die Analyse ,kommunikativer Gattungen' als Textsorten mündlicher Kommunikation. In: Deutsche Sprache 23, 193-218.
- Klein, Wolfgang (1985): Gesprochene Sprache – geschriebene Sprache. In: Klein, Wolfgang (Hg.): Schriftlichkeit. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 15, 59, 9-35.

- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf 1985: *Sprache der Nähe – Sprache der Distanz: Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte*. In: *Romanistisches Jahrbuch* 36, 15-43.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf 1994: *Schriftlichkeit und Sprache*. In: Günther, Hartmut/Ludwig, Otto (Hg.): *Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung*. 1. Halbband. Berlin/New York: de Gruyter, 587-604.
- Luckmann, Thomas 1988: *Kommunikative Gattungen im kommunikativen ‚Haushalt‘ einer Gesellschaft*. In: Smolka-Koerdt, G./Spangenberg, P.M./Tillmann-Bartylla, D. (Hg.): *Der Ursprung der Literatur*. München, 279-288.
- Quasthoff, Uta M. (ed.) 1995: *Aspects of Oral Communication*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Quasthoff, Uta M. 1996: *Mündliche Kommunikation als körperliche Kommunikation: Beobachtungen zur direkten Interaktion und zum Fernsehen*. In: Biere, Bernd Ulrich/Hoberg, Rudolf (Hg.): *Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Fernsehen*. Tübingen: Narr, 9-28.
- Schröder, Peter 1975: *Die Untersuchung gesprochener Sprache im Projekt ‚Grundstrukturen der deutschen Sprache‘. Planungen, Probleme, Durchführung*. In: *Gesprochene Sprache. Bericht der Forschungsstelle Freiburg*. Tübingen: Narr, 5-46.
- Schwitalla, Johannes 1997: *Gesprochenes Deutsch*. Berlin: Schmidt.
- Steger, Hugo 1967: *Gesprochene Sprache. Zu ihrer Typik und Terminologie*. In: *Satz und Wort im heutigen Deutsch*. Düsseldorf: Schwann, 259-291. (= *Sprache der Gegenwart* 1)
- Texte gesprochener deutscher Standardsprache I-IV. München/Düsseldorf: Hueber/Schwann 1971.